Nummer 98 Sonnabend, 26. April 1924

# Berliner Familien-Zeitung

## Zwischen den Dünen

Roman von Kurt Küchler

[21. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

22.

Als Bork einen Tag später kurz vor der Dämmerung nach vielen Stunden erster Aufräumungsarbeiten im Trümmerhaufen des alten Bootshauses müde und mit zerschlagenen Gliedern die Schenkstube von Madsens Hotel betrat, die er durchqueren mußte, um zum Gang und zur Treppe nach oben zu kommen, blieb er stehen, die Hand noch auf der Messingklinke der Tür. Auf dem runden Tisch rechts hinten im Winkel, in der ewige Dämmerung herrschte, brannten zwei dicke, wachsgelbe Kerzen in kurzen Leuchtern aus buntem Holz. In seinem Stuhl, dessen breite und hochragende Rückenlehne mit ihrem reichen Schnitzwerk im unruhig flackernden Licht der Kerzen aussah wie die Mittelwand eines Altars aus der Gothik, saß mit vorgebeugten Schultern der Oberlotse Jes Nielsen, das schlohweiße Haar wie Schnee vom Mond, das Gesicht nicht erkennbar, das über ein großes, schweres, breit aufgeschlagenes Buch geneigt war, das mit hellbeschienenen Seiten schräg in den langen, zerfurchten Händen lag. Langsam, ein dumpfes Grollen unter der rötchelnden Stimme, las er Worte, die Bork nicht aufnahm, da sein Blick seltsam gebannt war von der hohen und dunklen Gestalt des Amtmanns aus Jörring, die reglos vorm Schenktisch stand, die breiten Schultern nach vorn, den Kopf tief gebeugt, wie atemlos lauschend, eine große, blaßglimmende Hand vergraben in einem langen und breiten Bart, der weiß war wie das Haar über der mächtig gewölbten Stirn. Borks Blick schweifte weg. Doch er blieb, ehe er den Oberlotsen erreichte, zum zweitenmal haften auf der Gestalt einer Frau, die unbewegt, von Schatten beworfen, einen Schritt weiter vor der Schwelle der Tür stand, die über den dunklen Gang zur Treppe führte. Blaß glommen Gesicht und Hände, doch nichts war deutlich erkennbar, alles war Schemen, unfaßbar und wesenlos.

Es war eine dumpfe Stille im Raum, ein unheimliches Zwielicht von Tageshelle, Dämmerung und Kerzengeflacker, durch das, dumpf grollend, die Stimme Jes Nielsens drang. Der Mann an der Eingangstür horchte auf. Er streckte den Oberkörper nach vorn, lauschte aus unwiderstehlichem Zwang und erbleichte unter den Worten, die er vernahm.

„Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker, verflucht wird sein die Frucht deines Leibes, die Frucht deines Landes, die Frucht deiner Rinder und die Frucht deiner Schafe. Verflucht wirst du sein, wenn du eingehest, verflucht, wenn du ausgehest!"

Ein Röcheln unterbrach die langsam hinrollenden Worte. Bork starrte über die unruhig brennenden Kerzenflammen hinweg ins Dunkel.

„Der Herr wird unter dich senden", klang es aufs neue, „Unfall, Unruhe und Unglück, in allem, das du tust, bis du vertilgt werdest und untergehst, um deines bösen Wesens willen. Der Herr wird dir die Pestilenz anhängen, bis daß er dich vertilge in dem Lande, dahin du kommst."

„. . . in das Land, dahin du kommst", murmelte Bork.

„Der Himmel, der über deinem Haupte ist, wird ehern sein und die Erde unter dir eisern. Dein Leichnam wird eine Speise sein allem Gevögel des Himmels und allem Tier auf Erden, und niemand wird sein, der sie scheucht."

Da fiel ein Laut in die drohenden, immer von einem heiseren Röcheln getragenen Worte, ein langer, schmerzlicher Laut, ein Seufzen aus unaussprechlicher Not.

Nielsen brach ab. Bork sah mit erstarrtem Blick die Frauengestalt, die über die Schwelle getreten war und nun im Zwielicht stand, Qual und Verzagen im bleichen Gesicht, darin die Augen standen, groß, dunkel, von Angst und Entsetzen. Bork erschrak.

Der große, dunkle Mann vor dem Schenktisch rührte sich nicht. Unbewegt lag die lange, fahlglimmende Hand im schneeweißen Bart. Sein Blick war geschlossen.

„Was tust du hier?" rief Nielsen aufgebracht durch die Stille. „Hab' ich dich hergerufen?"

„Kies weiter!" rief aus erstickten Schluchzen die Frau.

„Nicht für dich", klang es heiser zurück.

„Kies weiter . . . Jes Nielsen." Es war ein Ruf der Verzweiflung. Ihre weißen Hände im schwarzen Witwenschal hoben sich auf, als wollten sie flehen.

Nielsen las weiter.

„Der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn, Blindheit und Rasen des Herzens, und wirst tappen im Mittag, wie ein Blinder tappet im Dunklen, und wirst auf deinem Wege kein Glück haben und wirst Gewalt und Unrecht leiden müssen dein Leben lang, und niemand wird dir helfen"

Rasselnd verschnaufte der Alte eine lange Sekunde. Die Menschen im Raum standen wie Säulen aus Stein. Ueber dem schweren, breit aufgeschlagenen Buch im Schein der Kerzen stand wie ein Totenschädel Jes Nielsens weißer Kopf. Der große, dunkle Mann am Schenktisch hatte das Haupt erhoben, die Hand aus dem Bart gleiten lassen und starrte mit schwarzen, unnatürlich geweiteten Augen in den flackernden Winkel, aus dem die Stimme Jes Nielsens kam, drohend, ohne zu röcheln, nicht mehr die Stimme des Oberlotsen Jes Nielsen, eine Stimme irgendwoher aus lichtloser Finsternis, aus Schlünden der Hölle, rollend, donnernd, ungeheuerlich anschwellend in den Ohren der Menschen, die sie im Bann erstarrten Lauschens vernahmen.

„Deine Fußsohlen werden keine Ruhe haben, denn der Herr wird dir ein bebendes Herz geben und verschmachtende Augen und verdorrete Seele. Ein Haus wirst du dir bauen, aber du wirst nicht drinnen wohnen. Ein Weib wirst du dir vertrauen lassen, aber ein anderer wird bei ihr schlafen. Und werden alle diese Flüche über dich kommen und dich verfolgen und treffen, bis du vertilget bist."

Der Alte schlug das Buch zusammen. Es gab einen schweren, dumpfen Laut. Eine der Kerzen erlosch. Dann löschte er zwischen den langen und dürren Fingern die zweite und saß nun völlig im Dunkeln, wie weggeschluckt von der Erde.

Tiefgeduckt, wie zerbrochen, schlich die Witwe Taneeren hinaus. Der schwarze Schal schleifte lang hinter ihr her.

Der schwere, weißbärtige Mann aus Jörring stand noch immer ohne Bewegung, den Kopf zur Erde. Plötzlich fuhren die Hände zur Höhe und bohrten sich, zu Fäusten geballt, tief in die dunklen Gruben der Augen. Zugleich brach ein Stöhnen herauf, so qualvoll, so urgewaltig, daß der mächtige Körper in allem Fleisch und allem Blut heftig erschüttert zu schwanken begann. Das Stöhnen erstarb. Den breiten Oberkörper nach vorn, das Kinn auf der Brust, die Hände im Bart, als suchten sie Halt, ging er mit schleppendem Schritt durch die Stube, über den Gang und die düstere Treppe hinauf.

Madsen kam aus dem Keller, Weinflaschen in einem Korb, in der Hand eine Laterne. Ohne den Korb beiseitezustellen, tat er einige Schritte durch die Stube, hob die Laterne, um ihren Schein durch das Zimmer spülen zu lassen. Bleich, hinter dem runden Tisch im Winkel, glommen Jes Nielsens Haar und Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Jugendwinkel

### Von Goethes Mutter

Die Tochter des Frankfurter Bürgermeisters Textor, war keine sehr gebildete oder gar gelehrte Frau, wie man von der Mutter eines so großen Dichters vielleicht glauben sollte. Der Unterricht, den sie genossen hatte, war sogar eher mangelhaft gewesen, aber sie war trotzdem von so großer Herzensbildung, Liebenswürdigkeit und Frische, daß jeder, der sie kannte, sie recht herzlich gern hatte. „Ich habe die Gnade von Gott," schreibt sie einmal, „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist — weiß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. — Ich habe die Menschen sehr lieb — und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne pretention (Prätention = hochmütige Ansprüche) durch diese Welt und das behagt allen Evens Söhnen und Töchtern — demoralisiere niemand — suche immer die gute seite auszusphen — überlaße die schlimme dem der den Menschen schafe und der es am besten versteht, die scharfsien Ecken abzuschleifen, und bei dieser Medote (Methode = Verfahren) befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." So war sie ein Mittelpunkt des geistigen Lebens. Mit Künstlern und Schauspielern war sie in lebhafte Beziehungen gekommen, seit ihr geliebter Sohn Johann Wolfgang, ihr „Hätschelhans", berühmt geworden war. Sie hatte sich mit viel Vergnügen und Geschicklichkeit in die schöne Rolle der Mutter eines berühmten Mannes gefunden. Sie hat ihren Sohn nie gehindert, sondern bewundert und beinahe verehrt; und dieses mütterliche Vertrauen ist für ihn eine starke Stütze gewesen. Wie sie an ihrem Sohne hing und mit ihm zusammenhing, wie sie selber lebte und fühlte, das sehen wir sehr schön aus einem Briefe, den sie 1786 an ihren Sohn nach Italien schickte. Dieser war damals 37 Jahre alt und Minister des Herzogs von Weimar; sie selber war 55 Jahre alt. Goethe hatte es in den engen Verhältnissen der kleinen Residenzstadt nicht länger ausgehalten, und war, ohne daß jemand etwas davon wußte, plötzlich Hals über Kopf nach Italien gereist.

Den Brief an Joh. Wolfgang sollt ihr gleich hören:

Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als Dein Brief aus Rom. — Jubelieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. — Einen Menschen wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein Dich, sondern alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreiß zu leben. Ewig werden mir die Worte der Seeligen Klettenbergerin im Gedächtnis bleiben „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reißt, bringt er immer mehr Kenntnüße mit, als andere, die von Paris und London zurückkommen." — Aber sehen hätte ich Dich mögen beym ersten Anblick der Peters Kirche!!! Doch Du versprichts ja, mich in der Rückreiße zu besuchen, Du mußt mir alles Haarklein erzählen. Vor ohngefähr 4 Wochen schriebe Fritz von Stein er wäre Deinetwegen in großer Verlegenheit — kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüße, wo Du wärest — jedermann glaubte Dich in Böhmen u. s. w. . . . Von meinem innern und äußern Befinden folgt hir ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klahrer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine sache nicht, und ich dancke der Vorsehung vor meine Lage — Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Cörper ist; so thätig ist das was in mir denckt. — Da kan ich so einen gantzen geschlagenenn Tag gantz alleine zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden seyn, braucht mann doch wohl in dieser Welt nicht. Das neueste von Deinen alten Bekandten ist, daß Papa la Roche nicht mehr in Speier ist, sondern sich ein Hauß in Offenbach gekauft hat, und sein Leben allda zu beschließen gedenckt. Deine übrigen Freunde sind alle noch, die sie waren, keiner hat so Riessenschritte wie Du gemacht /: wir waren aber auch immer die Lakqueien sagte einmahl der verstorbene Mag Moors :/ Wenn Du herkommst, so müssen diese Menschen Kinder alle eingeladen und herrlich Crackiert (= bewirtet) werden. — Willprets Braten, Geflügel wie Sand am Meer — es soll eben pompos hergehen . . . Du wirst doch, ehe Du kommst, noch vorher etwas von Dir hören lassen, sonst glaube ich jede Posschäße (= Postwagen) brächte mir meinen einzig geliebten — und heirogene Hoffnung ist meine sache gar nicht. Lebe wohl Bester! Und gedencke öfters an

Deine treue Mutter Elisabetha Goethe.

Wie Heinz sich eine Walfischjagd vorstellt.

### Der Erfinder der Streichhölzer

1830, als man für Tabak und Zigarren den Zündschwamm, und für den Küchenherd Stahl und Stein und Schwefelspäne benutzte, war auf dem Hohenafreg in Württemberg, „ein gefährlicher Demagog und Revoluzzer" Namens J. F. Kämmerer, wegen Beteiligung an der Haubacher Volksversammlung längere Zeit eingesperrt. Kämmerer war Chemiker und vertrieb sich die Langeweile mit chemischen Experimenten, wobei er auf den Gedanken kam, Zündhölzer herzustellen, die durch bloßes Reiben in Brand gerieten. Er wandte den Phosphor an, und erfand die Reibzündhölzchen. Kämmerer hätte großen Nutzen von seiner Erfindung haben können, wenn er imstande gewesen wäre, eine Fabrik anzulegen. Er suchte sofort um eine Konzession nach, als er die Freiheit wieder erlangt hatte. Statt der Genehmigung sandte die Regierung ein strenges Verbot.

### Wer rät mit?

Die erste Silbe ist fast rund,
So rund fast, wie das Loch vom Spund,
Die zweite steht vor jedem Mann,
Sobald man auf ihn zeigen kann,
Das Ganze läuft tagaus, tagein,
Durch's deutsche Land. Wer mag das [sein?

### Indianer

*Eine wahre Begebenheit, erzählt von unserem Freund Rudolf Z.*

„Hat Vater dir das viele Schmökerlesen nicht verboten?" fragte wütend meine Mutter, indem sie mir den „Old Wawerli" aus der Hand riß. „Ach, Mama, bloß noch eine Seite," bettelte ich, „jetzt wird Buffalo befreit." „Nee, nee, es is ½9 Uhr, waschen und dann rin in's Bett." Na, ich mußte gehorchen. Also gewaschen, Stiefel aus, Hose aus, rin int Bett. Es dauerte gar nicht lange, bis ich schlief. In der Nacht klopfte es plötzlich an meine Zimmertür. „Old Wawerli" trat herein, mit ihm noch fünf Indianer. „Old Wawerli" lud mich zu einer Löwenjagd ein. Ich sagte „Ja". Wir gingen auf den Hof, wo noch zwei Indianer und neun Pferde standen. Die Pferde sahen nicht gerade stark aus, und ich zweifelte daran, daß sie eine Person tragen konnten. Doch wir saßen auf. Ich staunte, wie gut ich reiten konnte. So ritten wir wohl, na, ich weiß nicht mehr wieviel Meilen. Als der Tag anbrach, kamen wir in eine Steppe. Hier machten wir halt. Da hörten wir das Brüllen eines Löwen. „So, nun zeige deine Schießkunst", sagte „Old Wawerli", und drückte mir eine Flinte in die Hand. Die Indianer schlossen einen Halbkreis um mich. Da kam der Löwe an und ging auf einen Indianer los. Ich zielte, drückte los, und traf den Indianer in den — — ja wohin, daß habe ich nie erfahren. Der Indianer machte einen Luftsprung, indem er fortwährend schrie: „Rache, Rache, Rache!" Ich war ganz entsetzt. „Old Wawerli" nahm mich bei der Hand und sagte: „Junge, Junge, was hast du da gemacht!" Ich wurde von den Indianern ergriffen und an den Marterpfahl gebunden. Der Indianer, der von meiner Kugel getroffen war, trat vor, ergriff seinen Bogen, spannte den Pfeil ein und zielte auf mich. Er drückte los, und, vom Pfeil getroffen, fiel ich aus dem Bett.

### Ohren gespitzt!

Nun wird es doch allmählich warm werden, und die Bäume werden ihr grünes Kleid anziehen. Unsere kleinen Sänger in Wald und Flur machen aus ihrem Winterschlaf auf, die Zugvögel kommen zurück aus dem fernen Süden; wenn ihr jetzt die Ohren spitzt, dann könnt ihr sie hören. Sogar in unserem engen Häusermeer Berlin, in der Frühe, wenn Straßenlärm und Benzingestank noch schlafen, lassen sie ihre Stimmen erschallen.

Um 4 Uhr morgens hör ich ihn unter meinem Fenster, den kleinen Fink, dann ruft er sehnsüchtig: „Cüt, tüt, hast du nicht meine kleine Frau gesehen?" Aber es antwortet keine kleine Frau. Lange wird Frau Finkin auch nicht mehr auf sich warten lassen.

Im Volksmund haben sich allerhand Verschen erhalten, die den Rhythmus des Vogelgezwitschers wiedergeben. So ruft die Drossel im Busch:

Philippl, Philippl!
Halb Bier, halb Bier!

oder:

Ein Mäßl und eine Kanne,
Ein Mäßl und eine Kanne.

Die Goldammer flötet:

Michel mit dem Sicherl,
Geh mit mir in Schnitt.

Und die Waldmeise schmettert in den Tag:

Tschirr, Tschirr, Tschirr,
Muskabläh —
Tschirr, Tschirr, Tschirr,
Deutsch verdirbt.

Die Sprüchlein sind zwar zumeist aus dem Schlesischen, aber hierzulande werden die Vögel deshalb nicht anders flöten. Wer Geschick dazu hat, der kann leicht nach diesen Verschen herausfinden, was für ein Sänger im Busch sitzt.